

Der Versager

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **41 (1970)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807070>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Trinchen hatte grosses Vertrauen zu dem Nachtwächter, der aus ihrer Nachbarschaft war. Und Sankt Nikolaus bekam das Schiff.

«Jetzt geh nur schnell nach Hause und leg dich schlafen», sagte Sankt Nikolaus zu Cäcilie. «Wir bringen gleich das Schiff.»

Das Kind ging nach Hause, aber es schlief nicht. Es sass am Kamin mit dem Kissen auf den Aermchen und wartete auf das Niedersinken des Schiffes. Der Mond sah gerade in das Kämmerchen.

Ach, was sah Cäcilie da auf einmal! Dort auf einem glitzernden Mondstrahl kletterte das Eselchen in die Höhe mit Sankt Nikolaus auf seinem Rücken, und Knecht Ruprecht hielt sich am Schwanz fest und liess sich mitschleifen. Der Mond öffnete sich, ein sanftes

Licht fiel in funkelnden Regenbogenfarben über die beschneite Welt. Sankt Nikolaus grüsste die Erde, trat hinein, und wieder war da das gewöhnliche, grüne Mondlicht. Die kleine Cäcilie wollte weinen. Knecht Ruprecht hatte das Schiff nicht gebracht, es lag nicht auf dem Kissen.

Aber siehe, was für ein Glück! Das Schiff, die «Kongo», stand ja da, in der kalten Asche, ohne Beule, ohne Bruch, strahlend von Silber, und rauchte für mindestens zwei Grossen weisse Watte aus beiden Schornsteinen. Wie war das möglich? Wie konnte das so in aller Stille geschehen...?

Ja, das weiss nun niemand, das ist die Findigkeit und die grosse Geschicklichkeit vom Knecht Ruprecht, und die gibt er niemanden preis.

Der Versager

«Und wenn er auch diesmal nicht pariert, wird man ihn verwahren müssen», sagte der Fürsorger zum Präsidenten des Waisenamtes. Sie hatten den Fall Müller wieder einmal besprochen. Seit Jahren gab Bernhard zu reden. Als Kind haltloser Eltern geboren, in Heimen erzogen, schwer belastet durch ungute Anlagen, war er der typische «Fall Müller» geworden, mit dem sich die Behörden immer wieder zu befassen hatten. Eine Lehre hatte Bernhard nie zu Ende geführt. Seine Ausdauer war gering, seine Vorsätze vergass er, kaum dass er wieder frei war.

Die Freiheitsstrafen standen in seinem Register. Als «Rückfälliger» wurde er nach kleinen Vergehen verurteilt. Im Grunde genommen machte es ihm nicht einmal viel aus. Da er jedesmal in dieselbe Anstalt kam, kannte er dort den Direktor, die Aufseher und die langjährigen Gefangenen. Vielleicht wusste er es selber nicht so genau, aber die Strafanstalt war tatsächlich der einzige Ort, wo er sich heimisch oder sogar daheim fühlte.

Nun hörte er sich die Ratschläge des Fürsorgers an.

«Nehmen Sie sich jetzt endlich zusammen, Müller! Ein gesunder Mann wie Sie sollte doch arbeiten und sich ehrlich durchschlagen können. Die Stelle, die ich für Sie gefunden habe, bietet Ihnen die Möglichkeit, neu anzufangen. Sie verdienen gut — was wollen Sie noch mehr als ein rechtes Zimmer, Verdienst und die Freiheit?»

Bernhard hätte etwas sagen mögen, aber er schwieg. Er dachte: Ich möchte wie der Fürsorger eine Familie haben, Frau und Kinder. Vor dem Zimmer fürchte ich mich. Dort bin ich allein. Ich kann nicht Abend für Abend die vier Wände anschauen. Es wird sein wie immer. Zwei, drei Monate halte ich es aus, dann überkommt es mich, und ich muss aus der Enge heraus. Ich taue nicht für die Freiheit. Da ist mir die Zelle lieber. Sie ist verschlossen und ich spüre keine Versuchung, etwas zu wollen, was ohnehin unmöglich ist.

Er hörte den Fürsorger weiter reden:

«— und wie gesagt, wenn es diesmal nicht klappt mit Ihnen, kommen Sie auf unbestimmte Zeit in die Verwahrung. Sie wissen, was das bedeutet, Müller!»

«Ja», sagte er, «ich weiss es.»

«Sie scheinen nicht sehr beeindruckt zu sein von der Vorstellung, wieder in die Anstalt eingeliefert zu werden. Es kann fünf Jahre dauern, Müller. So lange waren Sie nie dort.»

Bernhard wusste nicht, ob er nun etwas sagen sollte. Es war wohl besser, wenn er schwieg.

Der Waisenamtspräsident putzte die Brille und sah Bernhard durch rotgeränderte Augen gütig an.

«Müller, ich bitte Sie, machen Sie es uns nicht so schwer. Wir wollen Ihnen doch helfen. Sie sind noch jung und können die Vergangenheit überwinden. Das Leben hat für Sie noch manches Schöne bereit, Sie müssen es nur wollen.»

Es wurde Bernhard warm ums Herz. So war es jedesmal gewesen, wenn sie ihn in die Freiheit entliessen. Am Ende gab es doch auch für ihn das Glück — ein Glück zu zweit! Er wollte versuchen, es diesmal zu schaffen. Ja, ganz gewiss, es musste möglich sein, ein rechter Mensch zu werden, den jemand lieben konnte. «Und hüten Sie sich vor den Frauen», sagte der Fürsorger, als hätte er seine Gedanken erraten. «Sie müssen erst einmal beweisen, dass Sie sich gebessert haben. Wer schon so oft gestrauchelt ist, bleibt am besten ohne Familie. Später — ja, aber das ist dann Ihre Sache, Müller. Jetzt sollen Sie solche Pläne gar nicht machen. Halten Sie sich also von den Frauen fern, es ist besser für Sie.»

Die kleine Wärme in Bernhards Herzen erkaltete. Er sagte ja und verabschiedete sich von den beiden Herren. Es war nicht sicher, dass er die Stelle antreten würde, die man ihm zugewiesen hatte. Das mit den Frauen hätte der Fürsorger nicht sagen sollen. Wusste der Mann, wie es einem zu Mute war, der ohne Eltern aufgewachsen, die meiste Zeit seiner Jugend oh-

ne Familie und später im Gefängnis gewesen war? Eine Frau, und nur sie könnte ihm helfen — er müsste sie finden, die gewillt war, ihn trotz allem zu heiraten und vielleicht sogar zu lieben.

*

«Es ist ein hoffnungsloser Fall, sein Leben ist gezeichnet, seine Zukunft verbaut», sagte der Fürsorger. «Haben Sie bemerkt, wie wenig ihn die angedrohte Verwahrung abschreckte?»

Sie sprachen über Müller und andere Fälle. Grund zu Optimismus boten sie alle nicht. Müller würde für die nächsten Wochen bei diskreter Ueberwachung arbeiten, dann aber wiederholte sich, was bisher immer geschehen war: Er betrank sich und schlug sinnlos zu, wenn ihm jemand in den Weg trat. Als die Polizei erschien, nahm sie ihn fest, und es trat ein, was unvermeidbar war: Bernhard wurde zur Verwahrung in die ihm längst vertraute Anstalt eingewiesen. Seine letzte Hoffnung hatte sich zerschlagen, er war nicht einmal traurig darüber. Im Grunde hatte er nicht daran geglaubt, seinem Leben eine andere Wendung geben zu können.

Sein Vormund, der alles vorausgesehen hatte, meinte zwar, mit ein wenig gutem Willen hätte es Müller schon schaffen können. Er selber sei es, der nun für weitere fünf Jahre die Weichen gestellt habe.

Müller schob niemand die Schuld an seinem Versagen zu. Er vertrug die Internierung still und ergeben, als hätte er sie selbst gewählt. Sein Platz war hier, einen andern hatte das Leben für ihn nicht bereit.

Vor dem zweiten Weihnachtsfest, das er als Verwahrter zubrachte, musste sich Bernhard Müller zum Zahnarzt begeben. Ein Aufseher begleitete ihn in die nahe Stadt. Als sie auf dem Rückweg zum Bahnhof gingen, sahen sie einige Schulkinder, die am Ufer des Flusses Schwäne fütterten. Dabei glitt ein Knabe auf der gemauerten Böschung aus und fiel ins Wasser. Seine Kameraden schrien um Hilfe. Müller, ohne sich zu besinnen, warf seinen Rock ab und tauchte ins eiskalte Wasser. Er konnte den Knaben fassen und trug ihn ans Land. Sein Begleiter lobte ihn, und weil er völlig durchnässt war, führte er ihn samt dem Geretteten auf die nahe Polizeiwache, wo ihm trockene Kleider gegeben wurden. Bei einer Tasse Kaffee wärmte er sich auf. Den Knaben bettete eine Polizeiassistentin in warme Decken und benachrichtigte seine Mutter.

Unterdessen fuhr der Zug weg. Bis zur nächsten Gelegenheit, in die Anstalt zurückzukehren, dauert es zwei Stunden. Es war für Müller peinlich, als eine elegante, junge Frau erschien und, nachdem sie ihr Kind wohlbehalten gesehen hatte, nach dem Retter fragte. Er nannte seinen Namen, aber wo er wohne, nein, das konnte und wollte er nicht sagen. Als sie darauf bestand, schrieb der Aufseher einige Worte auf einen Zettel und gab ihn der Frau.

Müller konnte sehen, wie tiefe Röte das Gesicht der Frau überzog. Nun würde sie sich abwenden wie die meisten, die einem Gefangenen begegneten. Verwirrt aber hörte er, dass sie um eine Unterredung mit dem Anstaltsdirektor bat. Dann trug man den gut verpackten Knaben ins Auto, die Mutter gab Müller die Hand und sagte:

«Erziehungsanstalten unter Beschuss»

Im Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüschlikon fand am 1. und 2. Dezember 1970 unter dem Patronat der Schweiz. Landeskongress für Soziale Arbeit eine «Studientagung» statt. Wissenschaftler, unterschiedlicher Couleurs, Heimleiter, Juristen und weitere in der Sozialfürsorge beruflich tätige Persönlichkeiten sowie einige Pressevertreter äusserten sich in Fachreferaten, Podiumsgesprächen und offenen Diskussionen zum Thema «Heim und Anstalt zwischen Freiheit und Zwang — Der Jugendstraf- und Massnahmenvollzug in der Schweiz». Ueber den teilweise sehr unerfreulichen Verlauf dieser Tagung werden wir in Form einer kommentierenden Zusammenfassung im Januar-Heft des Fachblattes berichten.

H. B.

«Ich werde Sie in den nächsten Tagen besuchen. Mein Mann und ich möchten Ihnen richtig danken, wir stehen schwer in Ihrer Schuld.»

Bernhard sagte: «Aber ich bin — Sie werden doch nicht in die Anstalt kommen?»

Sein Begleiter nahm ihn am Arm. Zusammen verliessen sie den Raum und traten in den von Abertausend Lichtern erhellten Abend hinaus.

Zwei Tage darnach fuhr Bernhard Müller zu seinem ersten richtigen Weihnachtsfest. Eine prächtige geschmückte Stube, ein grosser Tannenbaum und die Freundlichkeit und Dankbarkeit der Familie empfangen ihn. Zuerst recht gehemmt, dann endlich begreifend, dass er wirklich wie ein Mensch aufgenommen wurde, sass er da und staunte und freute sich. Er konnte es nicht verhindern, dass ihm beim Violinspiel des Knaben Tränen aus den Augen rannen — vielleicht wusste er nicht einmal, dass er weinte.

An diesem Christabend begann Müller das neue Leben. Zum erstenmal war ihm geschehen, dass ihn jemand achtete. Also war nicht alles verloren.

Wenn seine Zeit um war, wollte er sich diese Achtung verdienen.

Gleich nach den Feiertagen holte der Herr den Gefangenen ab. Im Einverständnis mit den Behörden nahm er Müller in seinen Betrieb auf und übertrug ihm eine Verantwortung. Man hörte mit Staunen, dass er sich dort bewährte.

«Das hätte man dem Müller nicht zugetraut», sagte der Fürsorger, «nicht den Mut, ins Wasser zu springen und auch nicht, sich zu halten wie ein ordentlicher Mensch.» Seine Frau, die zuhörte, meinte nachdenklich: «Er hat nur lange auf die Gelegenheit warten müssen, ein ordentlicher Mensch werden zu dürfen.»

Maria Dutli-Rutishauser